

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ACHTUNDDREISSIGSTER BAND
2009 – 2010

WALLSTEIN VERLAG

VORTRÄGE

PETER VON MATT

WAGNER IN ZÜRICH

Die Geschichte der Schweiz interessiert die Deutschen wenig. Zu Recht. Sie haben ja mit der eignen genug zu tun. Dennoch gibt es historische Berührungspunkte zwischen den beiden Ländern, die auch für Deutschland von großer Bedeutung sind.

Wenn man das europäische 19. Jahrhundert überblickt, erscheint es wie ein klassisches Drama in fünf Akte organisiert. Diese werden markiert durch die Jahre 1815 mit dem Ende der napoleonischen Zeit, 1830 mit der revolutionären Welle gegen die politische Restauration, 1848 mit der zweiten gesamteuropäischen Revolutionsbewegung, 1870/71 mit der Gründung des deutschen Kaiserreichs und dem Deutsch-Französischen Krieg, dem ersten der drei untergründig zusammenhängenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, die sich 1914 und 1939 zu Weltkriegen ausweiten sollten.

Bei dieser gewaltigen politischen Dynamik verhält es sich nun so, daß die zwei Revolutionsjahre 1830 und 1848 in der Schweiz erfolgreich waren. Sie führen hier zu dauerhaften politischen Änderungen im Sinne einer Demokratisierung und verfassungsmäßigen Neube-gründung. 1830 gab es, ausgelöst durch die Pariser Julirevolution, Aufstände in allen wichtigen Kantonen der Schweiz. Die bisherige

Herrschaft der Städte über die Landschaft wurde gebrochen, und innerhalb der Städte wurden die Macht des Patriziats und die Privilegien der Zünfte beseitigt. Versammlungsfreiheit, Pressefreiheit und die Unabhängigkeit der Gerichte wurden festgeschrieben. Das ging nicht ohne Kämpfe ab, aber in kurzer Zeit waren überall neue Verfassungen und neue, republikanisch-fortschrittliche Regierungen entstanden. Diese begannen sofort, das Wirtschafts- und Bildungswesen im Sinne des bürgerlichen Liberalismus neu zu organisieren. Deutschland wurde zwar in den beiden europäischen Revolutionsjahren 1830 und 1848 ebenfalls mächtig erschüttert. Es kam vielerorts zu Putschen und Aufständen. Aber die erhoffte grundlegende Neuordnung im Sinne des bürgerlichen Liberalismus und eines modernen Verfassungsstaates blieb aus. Die Aufstände wurden nach anfänglichen Erfolgen mit militärischer Gewalt unterdrückt. Tausende junger Leute landeten im Gefängnis oder wurden jahrelang steckbrieflich gesucht. Viele wanderten als Verfolgte aus.

Und dies ist nun der Punkt, an dem die politische Geschichte der Schweiz für Deutschland wichtig wird. Weil in der Schweiz die Revolutionen und neuen Verfassungen glückten, entstanden hier für die Deutschen Zufluchtsorte und Überlebenschancen. Politischen Flüchtlingen mußte nämlich von Gesetzes wegen Asyl geboten werden. Zürich als junges liberales Staatswesen gründete nach 1830 sofort eine Universität. Es war die erste Universität in Europa, die durch eine Volksabstimmung zustande kam. Deshalb steht über ihrem Portal heute noch eingemeißelt: »Durch den Willen des Volkes«. Diese Gründung aber war nur möglich durch die Deutschen, die vielen aus Deutschland geflüchteten Akademiker und Professoren. Praktisch die ganze neue Universität bestand aus fortschrittlichen deutschen Wissenschaftlern. Einer der heute berühmtesten war Georg Büchner. Aber auch außerhalb der Universität existierten in Zürich von da an eigentliche Emigrantennester, in denen mächtig gedichtet und politisiert wurde. Der junge Gottfried Keller wurde in diesen Zirkeln zum Dichter.

Dem Emigrantenschub der 1830er Jahre folgte der ebenso bedeutende der Jahre nach 1848. Und hier tritt nun Richard Wagner ins

Bild. In ihm, seinem Werdegang und dessen Umschlägen, verkörpert sich das deutsche 19. Jahrhundert auf geradezu spektakuläre Weise. Er wuchs in Dresden auf und machte früh Karriere. Der Wille zum Erfolg war in ihm so brennend wie der Wille zur Kunst. Dabei lebte er dauernd in einem ökonomischen Chaos. Dem Mann, der als Komponist zu so unerhörter Planung und Konsequenz fähig war, lief das Geld wie Wasser durch die Finger. Er war gänzlich unfähig, es zusammenzuhalten. Aber er stieg auf. Mit 29 Jahren dirigierte er in Dresden seine erste bekannte Oper, »Rienzi«, mit 30 Jahren seine zweite, »Der Fliegende Holländer«. Das war 1843. Im gleichen Jahr wurde er Königlich Sächsischer Hofkapellmeister. Eine glanzvolle Laufbahn schien gesichert.

Doch die Zeiten wurden politisch immer erregter, und Wagner, obwohl bereits Teil des kulturellen Establishments, war bei der radikalen Linken aktiv. Es waren die Jahre, die man heute als »Vormärz« bezeichnet (weil im März 1848 in Berlin, Wien und München gleichzeitig die Revolution ausbrach). Der Aufstand der liberalen Bürger schien zunächst überall Erfolg zu haben, wurde dann aber langsam zurückgedrängt und schließlich brutal erstickt. In Dresden kam es zu tagelangen Kämpfen in der Innenstadt. Es wurden Barrikaden errichtet; der Königliche Hofkapellmeister Richard Wagner war an der Front dabei. Er hatte sich mit Bakunin angefreundet, der in Europa bei jeder Revolution auftauchte und seinen breiten Bart von den Barrikaden wehen ließ. Ein zweiter Freund Wagners war der Architekt Gottfried Semper, der bereits die Dresdner Oper gebaut hatte und nun auch die schönsten und widerstandsfähigsten Barrikaden errichtete. Dresden besaß also eine Zeitlang nicht nur seine Semperoper sondern auch seine Semperbarrikaden. Der sächsische König hatte gegen seine Untertanen, die ihre politischen Rechte wahrnahmen, preußische Truppen zu Hilfe gerufen. Vier Tage lang war die Stadt ein Schlachtfeld. Wagner stand als Beobachter auf dem Turm der Kreuzkirche, von wo er seine Meldungen per Zettelwurf an die Mitstreiter in der Tiefe weitergab. Von der Laterne der Frauenkirche aus beschossen preußische Scharfschützen seine exponierte Stellung. Am vierten Tag mußten die Aufständischen kapitulieren.

Sie setzen sich ab, wurden verfolgt, viele eingekerkert, Wagners engster Mitstreiter Röckel saß elf Jahre lang im Zuchthaus. Das wäre Wagner auch passiert. Er entging nur durch eine Reihe krasser Zufälle diesem Schicksal. Mit dem Paß eines Professors aus Jena machte er sich quer durch Deutschland auf in die Schweiz. Er war schneller als sein Steckbrief, verlebte aber auf der deutschen Seite des Bodensees noch eine angstvolle Nacht. Die Pässe waren nämlich am Abend eingesammelt worden, und der seinige war längst abgelaufen. Jener Professor aus Jena, der rechtmäßige Paßinhaber, war gebürtiger Schwabe, und Wagner fürchtete nun, daß sein deutliches Sächsisch ihn am Morgen verraten würde. So übte er die ganze Nacht verzweifelt das Schwäbische, aus der Erinnerung und natürlich ohne Erfolg. Aber anderntags erhielt er seinen Paß kommentarlos zurück und konnte das Schiff nach dem Schweizer Ufer besteigen. Er war gerettet. Seine Frau Minna reiste ihm nach kurzer Zeit nach. Aber noch vier Jahre später wurde der Steckbrief gegen ihn erneuert und sogar mit einem sehr realistischen Porträt versehen. Unter dem Titel »Politisch gefährliche Individuen« hieß es da: »Wagner, Richard, ehemaliger Kapellmeister aus Dresden, einer der hervorragendsten Anhänger der Umsturzparthey, welcher wegen Theilnahme an der Revolution in Dresden im Mai 1849 steckbrieflich verfolgt wird, soll dem Vernehmen nach beabsichtigen, sich von Zürich aus, woselbst er sich gegenwärtig aufhält, nach Deutschland zu begeben. Behufs seiner Haftbarwerdung wird ein Portrait *Wagner's*, der im Betretungsfalle zu verhaften und an das königl. Stadtgericht zu Dresden abzuliefern sein dürfe, hier beigefügt«. Soweit der Steckbrief. Neun Jahre sollte Wagners Aufenthalt in Zürich insgesamt dauern.

Ein Jahr vorher, 1848, war die Schweiz aus einem lockeren Bund der Kantone zu einem modernen Bundesstaat geworden, die Verfassung hatte man kurzerhand der amerikanischen nachgebildet, nur das Amt des Präsidenten wurde aus föderalistischen Gründen auf sieben Personen aufgeteilt, den Schweizerischen Bundesrat, der auch heute noch die Landesregierung bildet. Nach der politischen Reform der Kantone war damit auch die Schweiz als Ganzes neu begründet. Es hatte das Land allerdings einen Bürgerkrieg gekostet.

Da die alte Eidgenossenschaft ein junger Staat geworden war, bestand auch die politische Elite Zürichs vorwiegend aus jungen, fortschrittlichen Leuten. Richard Wagner hatte nun das Glück – er hatte eigentlich immer Glück, wenn er im Pech steckte –, vom ersten Tag an mit diesen Kreisen in Verbindung zu treten. Ein alter Freund aus der Würzburger Zeit, der Musiker Alexander Müller, der schon nach der 30er Revolution nach Zürich gekommen war, knüpfte die Beziehungen. Die zwei Staatsschreiber Sulzer und Hagenbuch, beide noch in ihren Zwanzigerjahren und doch bereits in einem der höchsten politischen Ämter tätig, wurden seine Vertrauten und verschafften ihm auf der Stelle einen neuen, diesmal gültigen Paß. Sie waren gebildet, musikalisch interessiert, und Wagner war ihnen als Komponist bekannt. In ihrem Kreis las Wagner schon am ersten Abend sein Textbuch zu einer geplanten Oper namens »Siegfrieds Tod« vor. Dieses Projekt wuchs sich später zu dem Jahrhundertwerk »Der Ring des Nibelungen« aus; es wurde allerdings erst nach 27 Jahren tatsächlich vollendet und in Bayreuth uraufgeführt, in Anwesenheit des deutschen Kaisers Wilhelm I. Von einem Haftbefehl war da bei der Obrigkeit nicht mehr die Rede; von der Revolution bei Richard Wagner allerdings ebensowenig.

Aber Tatsache ist, daß dieses Textbuch, »Siegfrieds Tod«, als Reaktion auf die Niederknüppelung der Revolution in Wien entstanden war. Siegfried ist der Held aus dem Volk, der gegen die alten Mächte und die neue Geldaristokratie aufsteht und dafür sein Leben lassen muß. Er war die Allegorie der niedergeschlagenen 48er Revolution in Deutschland. Doch nicht als Signal der Kapitulation hat ihn Wagner damals gedacht, er sollte vielmehr ein Fanal darstellen für den dereinst doch noch kommenden Umsturz in ganz Europa. Wagner hoffte dabei vor allem auf Frankreich, mußte allerdings erleben, daß dort schon drei Jahre später Louis Napoleon zum Kaiser Napoleon III. bestellt wurde. Dieser verkörperte den Glanz des großbürgerlichen Paris, in dem sich alter Adel und neuer Reichtum verbündeten – eine Herrlichkeit, der auch Richard Wagner auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte.

Neben der einheimischen politischen Elite traf Wagner in Zürich

auf viele seiner geflohenen Mitkämpfer, und er setzte sich bei seinen einflußreichen Bekannten auch für weitere Verfolgte ein. So gelang es ihm, den Architekten Gottfried Semper, der sich als ebenfalls steckbrieflich Gesuchter in Europa herumtrieb, nach Zürich zu holen. Hier entfaltete Semper eine gewaltige Tätigkeit, er baute die neue Technische Hochschule, an der er selber lehrte, und prägte über seine Schüler, aber auch durch viele eigene Bauten die Schweizer Architektur der zweiten Jahrhunderthälfte. Wagner und Semper sind die Galionsfiguren der kulturellen deutschen Emigration in Zürich um 1850, ganz ähnlich wie Thomas Mann und Bertolt Brecht es 90 Jahre später in der kulturellen deutschen Emigration in Kalifornien waren. Und wie Thomas Mann und Brecht waren auch Wagner und Semper einerseits Verfolgte und Bedrängte, andererseits aber bereits europäische Berühmtheiten. Und wie jene waren auch sie von einer unerhörten, nie abbrechenden Schaffenskraft. Wie es Semper mit dem Geld hielt, ist nicht näher bekannt. Das deutet auf ein solides Finanzverhalten. Bei Wagner in Zürich aber sind wir ziemlich gut dokumentiert. Seine ökonomische Praxis hat den Charakter einer ausgewachsenen Komödie. Zuerst waren es die beiden Staatsschreiber Sulzer und Hagenbuch, die den genialen Flüchtling finanziell über Wasser zu halten suchten. Einfach war das nicht, denn er war nicht nur als ein politisch Verfolgter aus Dresden geflohen, sondern auch mit einem riesigen Schuldenberg am Hals. Man hat ausgerechnet, daß seine Dresdner Schulden die dreifache Höhe seines Jahreseinkommens als königlicher Kapellmeister betrug. Um sich zu sanieren, reiste Wagner von Zürich zuerst nach Paris weiter, dort gab es Geld, aber die Pariser Oper und der ganze Musikbetrieb wurden von Giacomo Meyerbeer regiert, dem ungekrönten König der *Grand Opéra*. Meyerbeer, ein gebürtiger Berliner, hieß ursprünglich Jakob Meyer Beer, mit einem Doppelnamen also, den er zusammenzog und im Vornamen elegant italianisierte. Sein Erfolg in Paris war so ungeheuer, daß Wagner in Panik geriet und gleich wieder nach Zürich zurückreiste. Von hier schrieb er an einen Freund: »Acht Tage in Paris genügten, um mich über den gewaltigen Irrtum aufzuklären, in den ich hineingeworfen worden war.

Erlaß es mir, Dir hier umständlich über die empörende Nichtswürdigkeit des Pariser Kunsttreibens, namentlich auch, was die Oper betrifft, mich auszulassen. In den letzten Jahrzehnten sind unter Meyerbeers Geldeinfluss die Pariser Opernkunstangelegenheiten so stinkend scheußlich geworden, daß sich ein ehrlicher Mensch nicht mit ihnen abgeben kann. [...] Wie es jetzt steht, hält Meyerbeer alles in seiner Hand, d. h. in seinem Geldsack; und der Pfuhl der zu durchschreitenden Intrigen ist zu groß, daß ganz andere und pfiffigere Kerle wie ich es längst aufgegeben haben, sich in einen Kampf einzulassen, bei dem einzig das Geld den Ausschlag gibt.« Dabei war Meyerbeer, der damals auch in Berlin das Opernleben regierte, dem jungen Kollegen Wagner schon früh hilfreich begegnet. Aber dieser kehrte mit einem Schock nach Zürich zurück, einem Schock, der kurze Zeit später zu Wagners widerwärtigster Schrift führte. Er verfaßte die Studie »Das Judentum in der Musik«, eine unverstellt antisemitische Polemik, die ganz gegen Meyerbeer gerichtet war. Wagner nahm sich Meyerbeer in dieser abscheulichen Weise nicht deshalb vor, weil er immer schon ein wilder Antisemit gewesen wäre, sondern er wurde aus Eifersucht und Haß auf die Glorie Meyerbeers zum wilden Antisemiten. Er wollte den Konkurrenten mit diesen Argumenten noch vernichtender treffen. Auch wenn man das Erschrecken des mittellosen Flüchtlings, der weiß, daß er der bessere Komponist ist, vor Meyerbeers blendendem Glanz nachvollziehen kann, bleibt seine fanatische Reaktion doch einer der dunkelsten Punkte in Wagners Leben und Werk und der übelste Fleck auf seinen Zürcher Jahren. Man sollte dies auch nicht psychologisch zu erklären suchen. Wagners Unfähigkeit, mit Geld umzugehen, eine Schwäche, die Meyerbeer offensichtlich nicht teilte, mag bei der irrationalen Reaktion mitgewirkt haben, aber bei einem Mann, der eben noch sein Leben eingesetzt hat für die Sache der liberalen Demokratie, ist schlechthin kein Grund auszumachen, der die Niedertracht dieses Pamphlets entschuldigen könnte. Es war ein wütender Schub von Vernichtungswillen, der uns heute, da wir die weitere Geschichte des Antisemitismus in Deutschland kennen, als unheimliches Omen erscheint. Zwanzig Jahre später hat Wagner übrigens

die Schrift ein zweites Mal herausgegeben, ohne jeden äußeren Anlaß. Auch von einer vorübergehenden Verirrung kann also nicht die Rede sein.

Als Wagner nach Zürich kam, war er ein Vertreter der militanten politischen Linken. In seinem Siegfried konnte man durchaus eine Verklärung des Proletariats sehen, der für seine Rechte stirbt. Auch die gesellschaftlichen Kreise, in denen er verkehrte, waren demokratisch engagiert, sei es für die neue Schweiz, sei es, bei den Emigranten, für die Ideale der gescheiterten Revolution. Was Wagner in Paris gesehen hatte, war nun aber eine andere Welt, die Welt des großen Luxus und einer Pracht, wie sie nur eine Metropole zustande bringt. Wir kennen sie aus den Romanen Balzacs, die sich ja fast alle um das Geld drehen, mit einer in der Literatur bis dahin nicht gekannten Raserei immer neu um Gewinn und Verlust des Reichtums und um die Ekstasen einer verschwenderischen Lebensführung. Was für Wagner in Paris zum Ärgernis wurde, das steckte ihn zugleich an. Der grimmige Revolutionär entwickelte, nach Zürich zurückgekehrt, ein wachsendes Sensorium für Luxus und großartigen Lebensstil.

Das hing damit zusammen, daß Wagner nun auch in Zürich den Vertretern eines neuen Bürgertums begegnete, das es auf Glanz und Repräsentation angelegt hatte. Es waren wenige, und sie waren keine Schweizer, aber sie prägten das Leben der Stadt. Die eingeborenen Zürcher, die es zu Reichtum gebracht haben, waren und sind bis heute streng darauf bedacht, daß man ihnen das Geld nicht ansieht. Man lebt bescheiden und zeigt nicht, was man hat. Aber es gab in Wagners Zürich nicht nur eine Emigration der Künstler und Professoren, es gab hier auch reiche Deutsche, die, liberal gesinnt, das Leben in der Republik schätzten und es gleichzeitig durchaus darauf angelegt hatten, daß man ihnen das viele Geld ansah. Einer von ihnen war François Wille, ein Freund Heinrich Heines aus dessen Hamburger Zeit, der sich im gesamtdeutschen Parlament in der Frankfurter Paulskirche engagiert hatte, bevor dieses mit Waffengewalt aufgelöst wurde. Er zog freiwillig in die Schweiz, aber nicht ohne politische Überlegungen. Seine Frau stammte aus einer Ham-

burger Reederfamilie, schwerreich, eine Sloman. Die Willes richteten sich ein prachtvolles Anwesen auf einer Terrasse über dem Zürichsee ein, wo die Nachkommen auch heute noch residieren. Dort hielten sie gastfreundlich hof, und was in Kunst und Wissenschaft einen Namen hatte, verkehrte bei ihnen. Das Niveau sowohl der Küche wie auch der Gespräche war legendär. Zu den Gästen zählten die einheimischen Künstler wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, aber natürlich auch die deutsche Kolonie, soweit sie Rang und Namen hatte, neben Gottfried Semper bald auch Friedrich Theodor Vischer und Theodor Mommsen. Richard Wagner wußte die Abende funkelnd zu beleben. Der kleinbürgerliche Aufsteiger erkannte immer inniger, daß die Zukunft seiner Lebensführung am ehesten auf diesem Niveau lag – wenn möglich noch etwas höher. Der Sohn dieses François Wille, Ulrich Wille, wurde später General der Schweizer Armee während des Ersten Weltkriegs. Er war mit einer Tochter Bismarcks verheiratet. Und dies erwähne ich nun deshalb, weil viele in diesem Saal die Enkelin dieses Schweizer Generals und Bismarck-Schwiegersohns, Gundalena Wille, gut gekannt und herzlich geschätzt haben; sie war die Gattin Carl Friedrich von Weizsäckers.

Neben François Wille gab es in Zürich noch einen zweiten sehr reichen Deutschen, der als Freund der Künstler und der Künste hofhielt, Otto Wesendonck. Er stammte aus Elberfeld, einem Teil des heutigen Wuppertal, war Sohn eines Textilkaufmanns und früh in den Geschäften seines Vaters nach New York gezogen. Mit 35 Jahren war er durch den Seidenhandel bereits so reich, daß er sich fortan auf die Pflege seines Vermögens beschränken konnte. Seine Frau, die junge, kunstsinnige Mathilde, mochte nicht in Amerika leben; so zog man in die Schweiz. Einige Jahre wohnten die Wesendoncks in Zürichs bestem Hotel, dem Baur au Lac; während dieser Zeit baute sich Otto Wesendonck seinen Zürcher Wohnsitz. Erkaufte einen großen Rebhügel außerhalb der Stadt, wandelte ihn in einen Park um und errichtete auf der Höhe eine palastähnliche Villa in einem phantasievollen Renaissance-Stil. Der Bau verkörperte bereits die historische Repräsentationsarchitektur des späten 19. Jahrhunderts.

Die zwei Anwesen von Otto Wesendonck und François Wille stehen beispielhaft für den Prozeß, der von nun an die europäischen Städte verändern sollte: die reichen Bürger ziehen aus der Stadtmitte weg, und es entstehen weitläufige Villenviertel außerhalb der alten Mauern. In Zürich betraf dies den Zürichberg und die Anhöhen über dem See, in Berlin bekanntlich den Grunewald.

Mit so großer Kelle wie Otto Wesendonck richtete in Zürich allerdings kein anderer an. Sein Park ist heute noch der schönste der Stadt.

Wesendonck nannte ihn damals den »grünen Hügel«, ein Name, der von Richard Wagner nach Bayreuth weitergetragen wurde. Und Richard Wagner war hier denn auch willkommen wie nirgends sonst. Wesendonck hielt ihn finanziell über Wasser, obwohl dies eine harte Arbeit war. Der reiche Mäzen spannte dabei mit jenem Jakob Sulzer zusammen, der Wagner 1849 den ersten Rettungsring zugeworfen hatte und inzwischen in die Regierung Zürichs aufgestiegen war. Als Wagner seinem Gönner Wesendonck 1854 wieder einmal die aufgelaufenen Schulden vorrechnete, beliefen sie sich auf gut 10.000 Franken, was man von heute aus wohl mit 20 multiplizieren darf. Der geduldige, aber doch zusehends genervte Wesendonck verständigte sich mit Sulzer dahingehend, daß Wagner unter keinen Umständen mehr ein größerer Betrag in bar ausbezahlt werden dürfe. Originalzitat: »Soviel ist klar: ihm selbst darf kein Geld in die Hand gegeben werden.« Wesendonck schickte das nötige Geld von nun an an Sulzer, der es nur in kleinen Raten an Wagner weitergab. Dieser wurde also gewissermaßen auf ein Taschengeld gesetzt. Man hoffte, ihn so ökonomisch zu disziplinieren, aber Schulden machen kann man bekanntlich auch in dieser Lage.

Auf jeden Fall hatte Wagner jetzt den Lebensstil vor Augen, den er für sein weiteres Leben allein noch gelten lassen wollte. Er tat dies nach seiner Zürcher Zeit denn auch in immer größerem Maßstab, mit entsprechenden pekuniären Konsequenzen. Tatsächlich wiederholte sich zehn Jahre später, als er vor einem immensen Schuldenberg aus Wien flüchtete, das gleiche wie in Zürich. Er war am absoluten Ende, ausgebrannt, mit lauter unfertigen Werken in der Tasche,

da kam ein Brief des jungen Königs Ludwig II. von Bayern, der ihn zu sich berief und ihm ein unbegrenztes Mäzenat in Aussicht stellte. Von Sigmund Freud gibt es eine Studie über jenen menschlichen Typus, der sein Leben lang an jedem Erfolg scheitert. Anhand von Wagner könnte man eine Studie schreiben über den Gegentypus, den Mann, der aus jedem Sumpf, in den er geraten ist, umgehend von gütiger und begüterter Hand herausgezogen wird.

Als Musiker war Wagner in seinen neun Zürcher Jahren ein unbestrittener Star. Er hatte bedingungslose Anhänger und wirkte auf das lokale Musikleben kräftig ein. Den Höhepunkt seiner musikpraktischen Aktivität bildete das, was man die ersten Wagner-Festspiele nennen darf. Zu Wagners 40. Geburtstag wird ihm nämlich von Wesendonck eine Konzertreihe ermöglicht, die an drei Abenden Musik aus Wagners bisherigen Opern bringt, aus »Rienzi«, dem »Fliegenden Holländer«, »Tannhäuser« und »Lohengrin«. Wagner darf dazu Musiker aus ganz Deutschland nach Zürich engagieren. Die Konzerte werden begleitet von einem Festessen, einem Fackelzug und Lesungen aus den Operntexten. Wie mit dem grünen Hügel und dem kleinen Schloß darauf hat Wagner nun auch mit diesen Maikonzerten von 1853 ein Modell im Kopf, das eines Tages in Bayreuth spektakulär umgesetzt werden wird.

Und jetzt beginnt er auch wieder zu komponieren. Bis dahin hatte er in Zürich vor allem theoretische Schriften verfaßt und an den Textbüchern zum »Ring«-Projekt weitergearbeitet. Bei den Maikonzerten hört er selbst zum ersten Mal seine Lohengrin-Ouvertüre, die sechs Jahre früher entstanden ist. Vielleicht hat dies seine musikalische Gestaltungskraft aufgeweckt. Auf jeden Fall richtet sich seine Kreativität nun mit Gewalt auf das Basiswerk der Ring-Tetralogie, »Das Rheingold«. Er stürzt sich in die Komposition.

Alles läßt erwarten, daß nun dieses Riesenwerk, der »Ring«, Schritt für Schritt fertiggestellt wird. Aber da schiebt sich unerwartet etwas anderes dazwischen, das zum eigentlichen Höhepunkt von Wagners Zürcher Zeit werden soll, Höhepunkt und Ende zugleich. Wesendonck überläßt Wagner ein kleines Haus am Rande seines grünen Hügels. Er denkt wohl, dessen Lebensführung so besser kontrollie-

ren zu können. Nun hat aber Wagner die ausgeprägte Neigung, sich in die Ehefrauen befreundeter Männer zu verlieben. Was später mit Cosima von Bülow geschehen wird, geschieht bereits hier. Die fast täglichen Begegnungen und die vielen tiefsinnigen Gespräche zwischen Wagner und Mathilde Wesendonck führen zu einer immer engeren Beziehung. Sie ist 29, er ist 44. Mathilde ist selber literarisch tätig, schreibt Gedichte und Dramen und fühlt sich von Wagner in ihrem geistigen Wesen verstanden wie noch nie. Wagner, der mit seiner Frau Minna in einer sehr mühsamen Ehe lebt, blüht erotisch auf. Bald schon vertont er fünf Gedichte Mathildes; sie gehören als »Wesendonck-Lieder« zum Kanon der deutschen Musik. Und diese Komposition verknüpft sich nun plötzlich mit einem neuen Opernprojekt, das die Arbeit am »Ring« schroff unterbricht: »Tristan und Isolde«. Das Auftauchen und mächtige Sich-Entfalten dieses neuen Werks ist tief verknüpft mit der Situation auf dem grünen Hügel. Wagner organisiert mit Mathilde zusammen Konzerte in der Villa, bald im engeren familiären, bald im weiteren Kreis der guten Gesellschaft. Dazu kommt ein intensiver Briefverkehr quer durch Park und Garten. Wagner lebt und webt im Tristan-Stoff; er kann Mathilde und Isolde, Richard und Tristan nicht mehr auseinanderhalten. Ob und wie weit diese Beziehung die entzückte Schwärmerie überstieg, ist nicht bekannt. Otto Wesendonck verhielt sich nobel und verständnisvoll. Wagners Frau hingegen wurde immer eifersüchtiger. Sie bestach den Gärtner, der den Briefverkehr zwischen Wagner und Mathilde betreute, und fing eines Tages ein besonders ekstatisches Schreiben ab. Wagner spricht darin von der Freude, die ihm die Gespräche bereiteten, und fährt fort: »Aber sehe ich Dein Auge, dann kann ich doch nicht mehr reden; dann wird doch alles wichtig, was ich sagen könnte! Sieh, dann ist mir Alles so unbestreitbar wahr, dann bin ich meiner so sicher, wenn dieses wunderbare heilige Auge auf mir ruht, und ich mich hinein versenke! Dann gibt es eben kein Object und kein Subject mehr; da ist Alles Eines und Einig, tiefe, unermessliche Harmonie! Oh, da ist Ruhe, und in der Ruhe höchstes vollendetes Leben!« Wagners Gattin konnte das wunderbare heilige Auge der Frau Wesendonck nicht so verehrens-wert

finden wie ihr Mann. Sie betrachtete diesen vielmehr als postali-
schen Ehebrecher und inszenierte einen großen Auftritt mit allen
Beteiligten, wo sie das Corpus delicti laut vorlas. Wenig später mußte
Wagner abreisen; auch seine Ehe mit Minna war nun endgültig zer-
stört. Die Liebe zu Mathilde aber lebte weiter in der Musik von »Tri-
stan und Isolde«; zwei der Wesendonck-Lieder (Nr. 3 und 5) wurden
von Wagner selbst als »Studie zu Tristan« bezeichnet.

Wenn man den zitierten Brief nicht mit den Augen einer verletzten
Gattin liest, sondern mit geistesgeschichtlichem Gehör, dann er-
kennt man darin ein Echo jenes Philosophen, dem Wagner in dieser
Zeit zum ersten Mal begegnete und der für ihn zum Leitstern der
folgenden Jahrzehnte wurde, Arthur Schopenhauer. So wie Wagner
in Zürich vom bürgerlichen Aufsteiger zum Angehörigen großbür-
gerlicher Kreise wurde, wurde er auch vom Anhänger Feuerbachs
und Proudhons zum Schopenhauerianer. Einst hatte er die Oper ver-
standen als gewaltige Beschwörung der kommenden Weltrevolution,
welche die Abhängigkeit der Menschen von Herrschaft und Kapital
beseitigen sollte. Nun verdämmerte diese Vision und machte Platz
für eine Kunst, die unter dem Schutz der Könige und des reichen
Bürgertums nationale Weiheispiele der Weltversöhnung inszenieren
sollte. Die politikferne Kunstreligion der Klassik lebte hier roman-
tisch gesteigert wieder auf. Ausgerechnet im demokratischen Zürich,
das die Idee einer liberalen Republik so konsequent verwirklicht
hatte wie kein anderer Ort in Europa, kehrte sich der Straßenkämpfer
von Dresden von allen Umsturzträumen ab. Und ironischerweise
war es einer der legendärsten politischen Propagandasänger der
deutschen Literatur, der ebenfalls als Flüchtling in Zürich lebende
Georg Herwegh, Freund von Marx und Engels, Bakunin und Feuer-
bach, der Wagner zum ersten Mal die »Welt als Wille und Vorstel-
lung« in die Hand drückte.

Diese Abkehr vom linkshegelianischen Modell der Weltverände-
rung, hin zu Schopenhauers indisch-mystischem Erlösungsgedanken
war allerdings keineswegs nur Wagners private Erfahrung. Sie wurde
zum kollektiven Jahrhundertereignis in der deutschen Intelligenz.
Der völlig vergessene Schopenhauer, dessen Hauptwerk schon 1818

entstanden war, fuhr nach der Jahrhundertmitte durch die Seelen wie ein Flächenbrand. Das berühmteste Beispiel ist Friedrich Nietzsche, der sich ja im Zeichen Schopenhauers mit Wagner verbünden wird – allerdings auf Zeit. Durch die brutale Unterdrückung des deutschen Aufstandes von 1848/49 war Schopenhauers Philosophie der Resignation, des Verzichts auf die Tat, der Erlösung durch die Verneinung des Willens, zum Denksystem der Stunde geworden. Schopenhauer galt nun bis zum Ende des Jahrhunderts in Deutschland als der Philosoph schlechthin; dann wurde er in diesem Amt von Nietzsche abgelöst. Thomas Mann hat darüber vielfach berichtet.

Meine Damen und Herren: Richard Wagner in Zürich, das ergibt also mehr als ein paar muntere Anekdoten. Die neun Jahre markieren einen fundamentalen Umbruch in Wagners sozialer, philosophischer und künstlerischer Existenz, und dieser Umbruch steht seinerseits zeichenhaft für die politischen und geistigen Verschiebungen in Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der ganze Prozeß gipfelt im neuen Kaiserreich, das 1871 in Versailles ausgerufen wird. Und genau zeitgleich mit diesem Ereignis wird die nationale Kultstätte von Bayreuth gegründet, wo Wagner nun endlich selbst als Herr eines grünen Hügels und mit der Frau eines anderen Freundes residiert.

Allerdings haben damals nicht alle Geister diese intellektuellen Wendungen mitgemacht. Gottfried Keller etwa, der mit Wagner in Zürich verkehrte und in den Häusern Wille und Wesendonck häufiger Gast war, blieb sein Leben lang ein gemäßigter Feuerbachianer und Parteigänger einer kommenden Demokratie auch in Deutschland. Es gibt von ihm ein winziges Wagner-Porträt, das, wenn man es genau betrachtet, sehr viel aussagt. In einem Brief vom 30. April 1857 an den Dichter und Freund Ferdinand Freilingrath beschreibt Gottfried Keller die Deutschen in Zürich und teilt sie in Gruppen und Professionen ein. Mittendrin heißt es: »Dann ist auch Richard Wagner ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur und Charlatan. Er unterhält einen Nipptisch, worauf eine silberne Haarbürste in kristallener Schale zu sehen ist etc. etc.« Wir erleben hier

förmlich mit, wie der unbestechliche Keller das flottierende Genie Wagner ins Auge faßt. Keller, der es als Erzähler wie kein zweiter verstand, komplexe Figuren von ihren kleinen Besitztümern her zu charakterisieren, tut dies nun auch Wagner gegenüber. So wie man von Fürsten sagt, daß sie ein Gestüt »unterhalten«, so »unterhält« er einen Nipptisch mit Kostbarkeiten wie der silbernen Haarbürste in kristallener Schale. Das Zweideutige und Eitle an Wagner, das Schielen auf die großbürgerliche Repräsentation und der narzißtische Kult mit der eigenen Person erscheinen in diesem säkularisierten Hausaltar symbolisch verkörpert. Keller gelingt es so, die Spannung zwischen dem gewaltigen Künstler und dem schwankenden Charakter zu einem sprechenden Bild zu verdichten. Es ist dies eine Aufgabe, vor der alle, die sich mit Wagner befassen, stets von neuem stehen.